

Umwälzungen in Seefahrt und Handel beendeten zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert eine lange Ära des Stillstands. In Italien nahm das moderne Bankwesen seinen Anfang.

Die kommerzielle Revolution

Von RAINER TRAUB

Als Karl der Große sich im Jahr 800 in Rom zum Kaiser krönen ließ, hatte Westeuropa einen tiefen geschichtlichen Einschnitt hinter sich. Denn durch den Einbruch des Islam war der intensive Handels- und Ideenaustausch rund um das Mittelmeer, der den Kontinent jahrhundertlang befruchtet hatte, jäh gestoppt worden. Die muslimischen Eroberer hatten im Verlauf des siebten und frühen achten Jahrhunderts die Süd- und Westküsten des Meeres besetzt.

Das große Wasser, das als Hauptverkehrsader bis in die Spätantike Orient und Okzident verbunden hatte, verwandelte sich in ein Element der Trennung: Muslimische Piraten machten es so unsicher, dass der arabische Historiker Ibn-Haldun schrieb: „Die Christen können darauf kein Brett mehr schwimmen lassen.“

Kaiser Karl befahl im Gegensatz zum Imperium Romanum, das er doch fortsetzen wollte, eine reine Kontinentalmacht. Grund und Boden wurden nun zum entscheidenden Wirtschaftsfaktor. Die lokalen Erzeuger beschränkten ihre Produktion auf die unmittelbaren Lebensbedürfnisse. Der Kaufmannsstand verschwand. Handel und Wandel kamen im Frühmittelalter zum Erliegen, da es weder regionale und überre-

gionale Absatzmärkte noch eine nennenswerte städtische Zivilisation gab. „Vom Ende des achten Jahrhunderts an fiel das westliche Europa in einen Zustand der reinen Landwirtschaft zurück“, resümierte Henri Pirenne in seiner klassischen „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter“ die große Stagnation.

Es dauerte knapp 300 Jahre, bis der erste christliche Kreuzzug von 1096 gewaltsam die Wende einleitete, indem er den Islam erheblich zurückdrängte. Die italienischen Hafenstädte, in geringem Maß auch die der Provence und Ka-

loniens, rissen im 11. bis 13. Jahrhundert die Herrschaft über das Mittelmeer an sich. Venedig sicherte sich schon vor dem ersten Kreuzzug den Warenverkehr mit dem Heiligen Land. Zudem zahlte es sich aus, dass die Stadt ihre Flotte in den ersten christlichen Feldzug schickte. Spätestens ab dem vierten Kreuzzug (1202 bis 1204) erwarb die Stadt die Herrschaft über den Bosphorus und nahm im Orienthandel die Stelle von Byzanz ein. So waren das veränderte Kräfteverhältnis im Mittelmeerraum und die strategische Lage der italienischen Stadtstaaten Voraussetzung für das synchrone Aufblühen von Fernhandel, Geld- und Kreditwirtschaft gerade in dieser Region.

Historiker sprechen von der „kommerziellen Revolution“, die in Europa im späten 12. und im 13. Jahrhundert die Epoche hochmittelalterlicher Unbeweglichkeit beendete und die Bedingungen für den Frühkapitalismus und das städtische Bürgertum schuf. Wie unauflöslich beide verbunden waren, geht schon daraus hervor, dass die lateinischen Wörter *mercator* und *burgensis*, Händler und Bürger, ursprünglich Synonyme waren.

Italien entwickelte sich dabei zur Drehscheibe zwischen dem Nahen Osten und den Märkten in Nordeuropa, die von den Hansestädten beherrscht wurden.



„Der Geldverleiher und seine Frau“ (Gemälde von Quentin Metsys, 1514)



Marco Polo verlässt Venedig und begibt sich auf die Reise nach China. (Lithografie, 1338)

Die entscheidende Triebkraft war anfangs der Seehandel. Der Kompass, von den Arabern im Mittelmeerraum eingeführt, war seit dem 12. Jahrhundert hier allgemein in Gebrauch. Die Städte in Nordafrika oder an der Nordsee waren dank seiner Hilfe mit viel weniger Risiko und schneller als zuvor zu erreichen. Und die Transportkosten auf dem Seeweg lagen, wie der französische Mediävist Jean Favier betont, entscheidend niedriger als auf dem Landweg.

Die überseeische Expansion und die Ausweitung der Märkte in Europa brachten eine Reihe grundlegender Neuerungen mit sich. Denn erstens waren Prägung und Umlauf von Bargeld begrenzt durch mangelnde Kenntnis über Existenz und Lage abbaufähiger Minen und unzureichende Förderung von Edelmetall. Und zweitens war es für Kaufleute beschwerlich und überaus riskant, größere Geldmengen in Form von Gold- und Silbermünzen über erhebliche Entfernungen zu transportieren – etwa aus Italien zu den größten

Handelsmessen des Mittelalters in der Champagne. Die gefährliche Mühsal des Geldtransports wurde verschärft durch die weitverbreitete Unsitte von Landesherren, ihre Finanzen durch Münzverschlechterung zu sanieren: Der Edelmetallgehalt der Münzen verminderte sich schleichend, während mit dem Anteil nichtedler Metalle das Gesamtgewicht eines gegebenen Geldwerts stieg.

So entstand im Zuge der kommerziellen Revolution aus den Bedürfnissen der Kaufleute eine Kreditform, die den Münztransport überflüssig machte: Bei Erhalt einer Ware übergab der Empfänger dem Lieferanten den Wechselbrief, kurz Wechsel. Er funktionierte wie ein Scheck und garantierte das Recht, die vereinbarte Kaufsumme zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort entweder vom Wechelaussteller selbst oder von einer dritten Person zu bekommen. Der Wechsel ist der Ursprung des modernen bargeldlosen Zahlungsverkehrs.

Handel und Kredit waren von Anfang an eng verbunden. Die großen Kaufleute machten ihre Vermögen mit Tuchen, Gewürzen oder anderen Waren, bevor sie den Handel mit Geld zu einem weiteren Erwerbszweig ausbauten, der dann oft der einträglichste wurde.

Die Banken verdanken ihren Namen der Tatsache, dass die italienischen Händler in Venedig, Genua und anderswo ihre Geschäfte ursprünglich unter freiem Himmel abwickelten – auf Bänken (*banchi*) sitzend. Sie hatten alle Hände voll mit der verwirrenden Vielfalt und Wertigkeit von Münzen und Währungen zu tun; das Geldsystem im ausgehenden Mittelalter war kompliziert und schwer überschaubar.

Allein in Pisa mussten Kaufleute „mit sieben verschiedenen in Umlauf befindlichen Münzarten zurechtkommen“, wie der Historiker Niall Ferguson schreibt. Er erinnert auch daran, dass Italien, die Wiege des Frühkapitalismus, zu Beginn des 13. Jahrhunderts in eine Vielzahl rivalisierender Stadtstaaten zersplittert



war. Sie bekriegt sich periodisch und verlangten von ihren Bürgern im 14. Jahrhundert Zwangsdarlehen, um die angeheuerten Söldner (condottieri) bezahlen zu können. Trotzdem explodierten die Schulden – in Florenz entstand damals der Begriff monte commune: städtischer Schuldenberg.

Für das heraufziehende Zeitalter der Kapital- und Kreditwirtschaft war das vom alten Rom geerbte Zahlensystem nicht gemacht. Römische Ziffern erwie-

sen sich als ungeeignet für den alltäglichen Umgang mit hohen Beträgen, für Multiplikation und Division, für Bruchrechnen und kompliziertere mathematische Operationen aller Art.

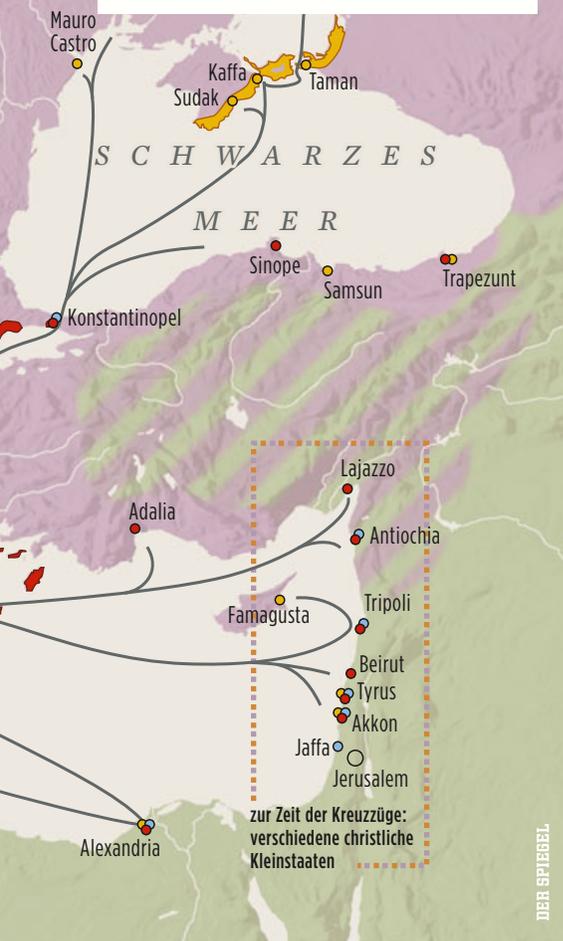
Hier schuf der Sohn eines Pisaner Zollbeamten und Notars Abhilfe. Leonardo da Pisa, genannt Fibonacci (circa 1170 bis circa 1250) folgte im Alter von etwa 12 Jahren seinem Vater nach Nordafrika. Der war für die Pisaner Kaufmannschaft in deren algerischer Nie-

derlassung tätig. Er ließ dort seinen Sohn Mathematik nach jenem System lernen, das die Araber von den Indern übernommen hatten.

Im Jahr 1202 vollendete Fibonacci sein „Liber Abaci“ („Buch der Rechenkunst“), das ihn zum bedeutendsten Mathematiker des Mittelalters machte. Er brachte damit nicht nur das indo-arabische Dezimalsystem nach Europa, das gegenüber dem römischen System alle

Verbreitung der großen Religionen im Hochmittelalter

- römisch-katholische Christen
 - griechisch-orthodoxe Christen
 - Muslime
-
- Besetzungen, Handelsstützpunkte **Genuas**
 - Besetzungen, Handelsstützpunkte **Pisas**
 - Besetzungen, Handelsstützpunkte **Venedigs**
 - Bedeutende Hansestädte um 1400
 - sonstige Handelszentren
 - wichtige Seehandelsrouten



Berechnungen vereinfachte – die Zahl 2378 etwa notierte sich leichter als ihr römisches Pendant MMCCCLXXVIII. Der praktisch wie theoretisch gewiefte Autor erklärte auch, wie das System auf Buchhaltung, Währungsumrechnung und Zinsrechnung anzuwenden sei. Mit seinem Beitrag zur Globalisierung der Mathematik hat Fibonacci den frühen Handelskapitalismus rechnerisch ermöglicht.

Auf dem europäischen Geldmarkt waren im 13. Jahrhundert drei Arten von

Händlern anzutreffen: erstens Pfandleiher, wegen ihrer italienischen Herkunft auch als „Lombarden“ bezeichnet, die kurzfristige Gebrauchsdarlehen für Leute aus kleinen und mittleren Verhältnissen anboten. Zweitens Geldwechsler, die ihr Geschäft auf offener Straße betrieben und neben dem Münz- und Währungstausch den Handel mit Edelmetall beherrschten; in Florenz wurden diese Geschäfte „banchi minuti“, Kleinbanken, genannt. Als „banchi grossi“, Großbanken, wurde die dritte Gruppe tituliert, die im Fernhandel engagierten Kaufmannsbankiers, die meist in Familienverbänden organisiert waren. Aus deren Mitte gingen die Finanzmoguln des Mittelalters hervor.

Eine kaum zu überschätzende Erschwerung der Bankenentwicklung war das offizielle kirchliche Zinsverbot (siehe Seite 24) – seit der Herrschaft Karls des Großen auch Teil des säkularen Rechts. Der Zweck menschlicher Arbeit war demnach nicht Bereicherung, sondern die Erhaltung des Zustands, in dem der Mensch von Gott geschaffen war – in Erwartung des wahren, ewigen Lebens im Paradies. Das Streben nach Reichtum war mit der Todsünde Geiz identisch.

Der Zins, ohne den keine Bank funktioniert, wurde deshalb mit allerlei rechnerischen Tricks versteckt – bevorzugt war die Camouflage durch Rückzahlung in anderer Währung und an anderem Ort. So ging die Entwicklung der Geldwirtschaft mit Doppelmoral und Heuchelei einher. Der große Wirtschaftshistoriker Raymond de Roover hat versichert, dass die frühe Bankengeschichte ohne das Zinstabu ganz anders verlaufen wäre.

Die Eröffnung einer Bank wurde mit viel Brimborium begangen. In Venedig folgte einem kirchlichen Hochamt die gemeinsame Prozession der Bankchefs und ihrer Sippe zum Sitz des neuen Geldhauses – begleitet von Pauken und Trompeten, manchmal auch von hohen Regierungsvertretern. Höhepunkt der Festlichkeit war die Präsentation von Säcken mit Silber- und Goldmünzen, die mitunter auf dem Banktresen ausge-

schüttet wurden, um potentiellen Investoren die Existenz einer gesunden Reserve vor Augen zu führen.

Die Pracht, deren die frühen Bankiers sich erfreuten, war freilich erkauf mit enormen Pleiterisiken.

Das verliehene Kapital konnte zusammen mit den Schiffen untergehen, deren Erwerb oder Ladung es finanziert hatte. Im 14. Jahrhundert begannen zwar einzelne Kaufleute in der Toskana, sich auf die Versicherung von Schiffen zu spezialisieren, doch solche Risikominderung etablierte sich erst allmählich. Piraten und Straßenräuber lauerten zu Wasser und zu Lande den Händ-



Leonardo Fibonacci
(Stich, 18. Jahrhundert)

lern auf, deren Waren die Bankiers mit ihren Krediten vorfinanziert hatten. Gekrönte Häupter konnten als Großschuldner jederzeit zahlungsunfähig werden, weil sich das Kriegsglück oder auch die eigene Prunk- und Verschwendungssucht gegen sie gewendet hatte.

Allein im bankengeschichtlich gut erforschten Venedig scheiterten 96 von 103 Privatbanken, die zwischen dem 13. Jahrhundert und dem Ende des 16. Jahrhunderts gezählt wurden. Der Begriff Bankrott er-

innert bis heute an den italienischen Ursprung: banca rotta.

Die meisten zahlungsunfähigen Geldhändler versuchten, sich ihrer Verantwortung und Inhaftierung durch Flucht zu entziehen. Diese Erfahrung war so prägend, dass der offizielle lateinische Begriff für verkrachte Bankiers „fugitivus“, Flüchtling, lautete – unabhängig davon, ob die Gemeinten tatsächlich zu fliehen versuchten. Wer seine Schulden nicht in vollem Umfang zurückzahlte, wurde für alle Zukunft vom öffentlichen und wirtschaftlichen Leben der Stadt ausgeschlossen. In weiten Teilen Italiens, wenn auch nicht in Venedig, war darüber hinaus ein öffentliches Schmähritual üblich: Das nackte Hinterteil gescheiterter Geldhändler wurde dreimal gegen einen „Schandstein“ im Zentrum des lokalen Hauptplatzes gestoßen, während der Bankrotteur die Kapitulationsformel „Cedo bonis“ aufsagen musste: „Ich verzichte auf mein Hab und Gut.“

Ungeachtet solcher Berufsrisiken betätigten sich immer neue Kaufmanns-

Christen umgingen das Zinsverbot, Juden wurden stigmatisiert.

SÜNDIGE GESCHÄFTE

„Dreitausend Dukaten – gut.“

Schon im ersten Satz, mit dem der jüdische Geldverleiher Shylock im „Kaufmann von Venedig“ vorgestellt wird, geht es um Geld. Und kaum ist dieser Satz gefallen, macht Autor William Shakespeare das Publikum mit der niederträchtigen Bedingung bekannt, die sein Kaufmann Antonio hinnehmen muss, um an das Geld zu kommen: Ein Pfund Fleisch soll Shylock bei Nichtzurückzahlung aus Antonios Leib schneiden dürfen.

Im Jahr 1605 fielen Shylocks Eingangsworte das erste Mal vor Publikum. Sie enthielten bereits alles, was an Juden abstoßend erscheint, glaubt der amerikanische Schriftsteller Philip Roth, selbst jüdischer Herkunft. Die Worte, so Roth, hätten zur jahrhundertelangen Stigmatisierung der Juden beigetragen. Kaum eine Figur hat sich in der europäischen Imagination so festgesetzt wie der erbarmungslose jüdische Wucherer. Kaum ein Stereotyp wird so grenzübergreifend verstanden. Verfolgung und Vernichtung der Juden waren stets eng mit diesem Bild verbunden.

Dabei taugt Shakespeares Geldhändler bei genauer Lektüre nicht zur antisemitischen Blaupause. Er ist zu komplex und widersprüchlich. Denn der Dramatiker befreit sein Geschöpf in einem Schlüsselmoment des Stücks aus dem Käfig des Klischees. Er entdämonisiert es – und bringt Shylock den Zuschauern als ihrgleichen nah: „Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?“

Shakespeares Hauptquelle war der jüdische Wucherer in einer italienischen Novelle aus dem späten 14. Jahrhundert. Zu dieser Zeit war der Geldmarkt in Mitteleuropa hart umkämpft. Ein jüdisches Monopol gab

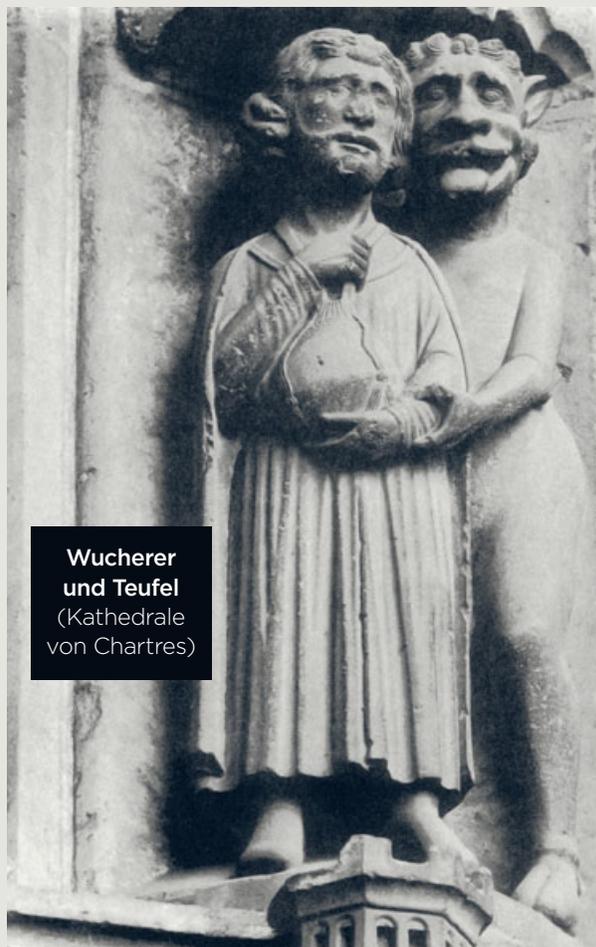
wenigen Berufsnischen, die den Juden überhaupt noch geblieben waren. Seit dem Ersten Kreuzzug von 1096 herrschte eine latente Pogromstimmung gegen sie. Schon länger waren sie aus den Zünften ausgeschlossen und schrittweise entrechtet worden. Es blieb die Finanzbranche – wofür sie dann auch noch stigmatisiert wurden.

Dennoch hatten die Juden starke christliche Konkurrenz. In der Praxis blieb nämlich das Zinsverbot oft wirkungslos, auch wenn es unter Karl dem Großen sogar säkulares Recht geworden war und durch Konzilsbeschlüsse und päpstliche Dekrete im 12. und 13. Jahrhundert immer wieder verschärft wurde.

„Das war wie im Bankensektor kurz vor der momentanen Krise – es hat sich kaum jemand an die Regeln gehalten“, sagt der Wirtschaftshistoriker Winfried Reichert. „Das Verbot wurde umgangen, der Zins etwa nur anders genannt.“ Er wurde als Entschädigung verpackt oder als Disagio verschleiert. Später wurde das Kreditbedürfnis so stark, dass Kirchenjuristen mit allerlei Rabulistik eine „Entschädigung“ des Geldgebers rechtfertigten.

Die Verstöße gegen das kirchliche Zinsverbot begannen früh. Bereits im 4. Jahrhundert hatte die junge christliche Kirche ihren Klerikern das Zinsnehmen untersagt – und musste sie in der Folge immer wieder an das Verbot erinnern.

Durch die zunehmende Monetarisierung des Handels nach der Jahrtausendwende hatte die kirchliche Agitation gegen Zinsgeschäfte noch ein-



Wucherer
und Teufel
(Kathedrale
von Chartres)

es nicht, wenn auch israelitische Geldhändler nicht selten waren. Juden durften nach dem Talmud, ihrer religiösen Lehre, zwar nicht unter sich, wohl aber von Christen Zinsen nehmen. Das verschaffte ihnen eine Sonderstellung in der von der mächtigen katholischen Kirche geprägten mittelalterlichen Gesellschaft, in der Zins als Sünde galt und verboten war. Zudem war der Geldhandel eine der

mal Auftrieb bekommen. Der Kirchenlehrer Thomas von Aquin sah den Grund der Zinssünde darin, dass gegen Gottes Willen ohne Arbeit und nur mit der Zeit Geld verdient werde. Doch an Königshöfen, in der Aristokratie und im Klerus wuchs der Finanzbedarf. Und statt Silber und Schmuck einzuschmelzen, lag es näher, sich fehlendes Geld von Kaufleuten vorstrecken zu lassen.

Zwischen Rhein und Maas füllten diese Lücke vor allem die sogenannten Lombarden, die allerdings meist aus dem Piemont kamen. Die italienischen Frühkapitalisten gründeten Hunderte von Pfandleihbanken – und ihr Geschäft hat im Geldhandel bis heute Spuren hinterlassen. So geht beispielsweise der „Lombardsatz“, zu dem die Zentralbanken Geld verleihen, auf sie zurück.

Zwar waren die Lombarden ähnlich schlecht angesehen wie die Juden. Ihre Kenntnisse im Wechsel- und Kreditgeschäft waren aber so ausgereift, dass an ihren mächtigen Gesellschaften kaum ein Kunde vorbeikam. Die Könige von Frankreich und England, Fürsten, Bischöfe, Äbte und Päpste ließen ihr Vermögen von Lombarden verwalten. Der damals übliche Zinssatz schwankte zwischen 10 und 16 Prozent – und konnte bei Verzug auf 50 Prozent, ja bis über 100 Prozent steigen. Während die jüdischen Händler etwa in Flandern stets in der Minderheit waren, nahm ihr Anteil Richtung Osten zu. Vor allem in Polen, Böhmen und Ungarn waren sie stark vertreten. Mehrere Faktoren trugen dazu bei, dass sich Juden auf den Geldverleih spezialisierten.

Beim Verkauf und selbst bei der zwangsweisen Auflösung ihrer Besitztümer etwa durch Ausweisungen hatten manche von ihnen beträchtliche Vermögen erzielt. Etliche waren am Transport von Gold und Silber aus den Bergwerken der islamischen Länder und Afrikas beteiligt. Andere importierten Luxusgüter für europäische Adlige oder Geistliche aus dem Orient. Ihr Schicksal war immer von der Stimmung des jeweiligen Schutzherrn abhängig. Während etwa Friedrich I. Barbarossa (1152 bis 1190) seinen Juden völlige Freiheit im Geldhandel zu-

gestand, ließ König Ludwig IX. („Der Heilige“) von Frankreich (1226 bis 1270) bei seinen Untertanen Umfragen über deren Klagen gegen Juden durchführen. Ludwigs Judenhass war berüchtigt, und er versuchte, jüdische Zinsnehmer aus dem Land zu jagen – obwohl ihm einige seiner Berater versichert hatten, dass ohne Geldleihe weder das Land bebaut noch nennenswert Handel betrieben werden könne.

Wenn Machthaber Juden ansiedelten, geschah das selten aus Toleranz. Es sei gewissen weltlichen Herrschern unangenehm, selbst Zinsen zu kassieren, schrieb Papst Innozenz III. im Jahr 1208. Deshalb holten sie Juden in ihre Dörfer und Städte, „um sie für das Kassieren der Zinsen in ihren Dienst zu nehmen, diese peinigen dann bedenkenlos Gottes Kirchen und die Armen Christi“.

Die soziale Brisanz der Zinsfrage zeigte sich im 14. Jahrhundert besonders in Trier, das lange vergebens versuchte, sich aus klerikaler Herrschaft zu befreien und reichsunmittelbare Stadt zu werden. Erzbischof Balduin von Luxemburg (1307 bis 1354) provozierte mit seiner jüdisch geprägten Finanzverwaltung scharfe Kritik. Die Stadtgemeinde klagte, der Erzbischof lasse nicht einmal Gerichtsbeschwerden gegen jüdische Wucherer zu, wodurch viele Bürger in Verderbnis gestürzt worden seien.

Dagegen hatte Balduin einer christlichen Wucherin das Begräbnis verweigert, was die Bürger so aufbrachte, dass sie es mit Gewalt durchsetzten. Nach den Pestpogromen Mitte des 14. Jahrhunderts verebten die finanziellen Aktivitäten der Juden mehr und mehr – bis sie 1419 für hundert Jahre aus dem Erzstift ausgewiesen wurden.

Die andere Randgruppe der Finanzdienstleister, die Lombarden, hatte weniger zu leiden: Auf dem Sterbett wurden sie fromm und schickten Wagenladungen voller Geld symbolisch gen Himmel – damals die gängige Spendenpraxis. „Die Kirche“, so Historiker Reichert, „war zu der Zeit nicht weniger geschäftstüchtig als heute.“ Und das Seelenheil am Ende nur eine Frage der Finanzierung.

Nils Klawitter

dynastien als Bankiers. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die Florentiner Bankhäuser der Familien Peruzzi und Bardi die weltweit größten Unternehmen – „die Säulen des christlichen Handels“, wie sie ein italienischer Historiker nannte. Als reichste Bankiers ihrer Ära übertrafen sie sogar die ihnen folgenden, legendären Medici; in Sachen Nachruhm sollten die Medici allerdings aufgrund ihrer politischen Rolle und ihres kulturellen Renaissance-Nimbus die Vorgänger überstrahlen. Wirtschaftsgeschichtler sehen in den Peruzzi und Bardi eher Unternehmenskonglomerate („super companies“) ihrer Epoche als reine Banken: Der Warenhandel machte einen Großteil ihrer Geschäfte aus, in vielen Teilen Europas unterhielten sie Kontore.

Trotz aller zeittypischen Gefahren können die größten Geldhändler des 14. Jahrhunderts rückblickend als vergleichsweise solide Geschäftsleute er-

König Edward trieb die Banken in den Ruin.

scheinen – gemessen jedenfalls an manchen Gewinnerwartungen gegenwärtiger Banken.

Die durchschnittliche Peruzzi-Rendite auf das gesamte eingesetzte Kapital schätzt Historiker de Roover auf zehn bis zwölf Prozent – weniger als die Hälfte des erklärten Renditeziels von Josef Ackermann im Jahr 2009. Der Chef der Deutschen Bank hat erst kürzlich, ungerührt vom internationalen Finanzdesaster, seine Gewinnvorstellungen von 25 Prozent bekräftigt.

Die Peruzzi und Bardi allerdings bewahrten auch ihr großer Geschäftsumfang und ihre Filialisierung nicht vor dem Bankrott. Gerade die kommerzielle Überdehnung trug einiges zu ihrem Scheitern bei. Den entscheidenden Schlag aber versetzte den Florentiner „Säulen des christlichen Handels“ die Zahlungsunfähigkeit ihres größten Schuldners: Englands König Edward III., der seit 1337 in den hundertjährigen Krieg gegen Frankreich verstrickt war, konnte seine Kredite nicht mehr bedienen. 1343 erwischte es die Peruzzi, 1346 die Bardi. Es waren die spektakulärsten Bankenpleiten des Mittelalters.